

Ana Prieto Nadal

# Ein echter Humphrey

*Sie verachten mich, Rick, nicht wahr?*

*Wenn ich Gedanken an Sie verschwenden würde,  
wahrscheinlich.*

Dialog aus dem Film *Casablanca*

Er war ein Mensch, dessen Äußeres gekennzeichnet war von Exzentrik und Phantastik. Er hieß Emilio und war Musiklehrer an einem Gymnasium in Barcelona. Seine Kollegen schienen ihn zu achten, doch insgeheim duldeten sie ihn nur. Seine Schüler, arglose, beeinflussbare Wesen, hatten ihre erste Verblüffung und Ablehnung angesichts dieses seltsamen Männchens überwinden können und waren nun begeisterte Anhänger seiner mit Heftigkeit und angeberischer Interdisziplinarität vorgebrachten Diskurse.

Er war ein wenig verwachsen, hatte einen kleinen Buckel und einen Kropf. Seine Augen waren blau und vorstehend, die Lippen außergewöhnlich fleischig und vorgewölbt, tierische Konturen in einem unglaublichen Profil. Die Wangen waren sehr dick, Falten durchzogen das noch immer junge Gesicht und verliehen ihm in einem unbeschreiblichen Zusammenspiel der Ebenen die plastische Qualität eines jungen Satyrs. Wenn er lächelte, verzog sich sein Gesicht zu einer schmerzlichen Grimasse und zwei tiefe Furchen durchzogen das Fleisch mit einem Ausdruck zwischen

Groll und Herablassung. Sein Gesicht wirkte wie eine Hymne an die Dreidimensionalität. Bei der Arbeit war er gewissenhaft und systematisch, stützte sich auf eine makellose und leicht trügerische Ordnung, die für ihn lebenswichtig war. Er war stets sehr ordentlich gekleidet, trug fast immer das hellblaue Hemd der Schuluniform und eine dunkle Stoffhose. Für gewöhnlich roch er nach Shampoo und mildem Kölnisch Wasser. Die Tracht des Bürgerlichen für die ungewöhnlichste Physiognomie, die man sich vorstellen konnte.

Zu Ehren des Maulhelden Bogart aus Casablanca trug er über dem grauen Jackett einen Trenchcoat derselben Farbe, den er nie auszog, nicht einmal, wenn er die Klasse betrat, und an der Schule gab es niemanden, der nicht gewusst hätte, dass dies sein großes filmisches Idol war: In seiner persönlichen Ecke der Schule hatte er sich einen ganzen Schrank mit Postern und Fotos aus dem Film tapeziert. Die karottenfarbenen Haare, der dicke Hals über dem so perfekten, ständig getragenen Kleidungsstück, der hochgeschlagene Mantelkragen ließen die Schüler zum Spaß bewundernde Pfiffe ausstoßen. Er pflegte seinen Unterricht mit dem Satz zu beginnen, den Rick am Ende des Films zu Renault sagt. „Ich glaube, dies ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.“ Er war Teil des Rituals.

Als Julia, die neue Mathematiklehrerin ihn zum ersten Mal im Lehrerzimmer sah, kam er ihr vor wie ein Ausbund an Hässlichkeit und Absonderlichkeit, und sie fühlte sich unweigerlich zu ihm hingezogen. Schließlich hatten Männer mit markanten Zügen ihr schon immer gefallen. Wegen ihres leichten Hangs zum Snobismus sprach das Asymmetrische

und Widerspenstige sie mehr an als die apollinische Harmonie der Jünglinge.

Emilio redete wie ein Wasserfall, wies auf kulturelle Veranstaltungen und Ereignisse hin. Opern im Liceo, Theaterpremierer und laufende Stücke, literarische Neuheiten, neue und alte Klassiker. In den Pausen zwischen den Stunden oder der Mittagspause sah man ihn für gewöhnlich in eine Zeitung vertieft im Lehrerzimmer oder salbadernd vor einer Gruppe begeisterter, alberner Schüler. Er hatte zu allem etwas zu sagen. So konnte er zum Beispiel lange Vorträge darüber halten, wie wichtig es doch sei, morgens Obst zu essen, oder sich ausführlichst über die Verschlechterung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse auslassen. Jeden Morgen nahm er ein Stück Obst mit in die Schule, das er im Anschluss an sein Brötchen auf spektakuläre Weise verspeiste, um der Großartigkeit seiner Züge gerecht zu werden. Julia wartete sehnsuchtsvoll auf den Augenblick, in dem er sich anschickte, sein Brötchen auszupacken und ein Stück abzubeißen, wobei er Mund, Lippen und Zähne in betriebsamer, eitler Geschäftigkeit koordinierte. Und danach das Obst.

Emilio war ein ehrbarer, rechtschaffener Mensch. Zu den Dingen, die er auf dieser Welt am meisten hasste, zählten die Außenseiter der Gesellschaft, die Asozialen. Er selbst konnte nicht allein sein. Der Mensch ist nicht zum Alleinsein geboren. Leute, die den Kontakt mit ihresgleichen vermieden, die sich kein bisschen um Beziehungen bemühten, die nicht seine Bestrebungen, seine Sehnsüchte, seine kleinen, alltäglichen Missgeschicke teilen wollten, waren für ihn bedauernswert. Er strebte immer danach, die anderen an seinen Entdeckungen und Besorgnissen teilhaben zu lassen. So war er zum Beispiel der fixen Idee verfallen,

er müsse in der Schule alle ihm interessant erscheinenden Artikel der Tagespresse fotokopieren und sie sämtlichen Lehrern ins Fach legen, und selbst für die Hausmeister und Sekretärinnen hielt er eine Kopie bereit. War er ins Kino oder ins Theater gegangen, so legte er Wert darauf, dass alle davon erfuhren, und erläuterte jedem, der ihm über den Weg lief, das Für und Wider der besagten Vorstellung: Die positiven Kommentare begleitete er mit hochtrabenden Gesten und begeisterten gutturalen Ausrufen; die negativen tat er mit ein paar verächtlichen Sätzen und einem vernichtenden, das Fiasko resümierenden Spruch ab. Gelegentlich, wenn er der Meinung war, er sei witzig, klug oder subversiv gewesen, brach er auch in heiseres, gellendes Lachen aus, gewürzt mit lautstarken, spaßigen Kommentaren. Es war ihm jedoch nicht bewusst, dass dieser plumpe Schwätzer und Schauspieler, der er in bestimmten Augenblicken war, in krassem Gegensatz stand zu dem Ideal von Mann, das er unter seinem wirkungslosen Trenchcoat verkörpern wollte – nämlich das des lakonischen, geheimnisvollen.

Wegen seines Anspruchs, ein ehrbarer und rechtschaffener Mann zu sein, und trotz seines besonderen Äußeren, war es für Emilio von größter Bedeutung, eine Frau zu haben, d.h. über ein Objekt zu verfügen, das gesellschaftlich eingebunden war. Eine Frau stellt einen gesellschaftlich integrativen Besitz dar. Emilio beehrte Encarna, seine Frau, bereits nicht mehr wie früher, und im Grunde seines Herzens fiel es ihm sogar schwer, sie zu lieben. Und nicht nur das: er verachtete zutiefst den Hang der Frau, seiner Frau und der Frauen im Allgemeinen, zu allem Materiellen. Das hinderte ihn jedoch nicht daran – ohne dies zuzugeben, versteht sich, da er sich nicht nur eine Frau, sondern auch einen Ruf erhalten musste

– sein Zuhause zu lieben, das heißt, das Zuhause von Encarna, wo er seit sieben Jahren lebte, und wo seit drei Jahren auch Pablito lebte, sein bezaubernder Sprössling, und sich selbst dafür zu beglückwünschen, wie gut er doch alles hinbekommen hatte. Er war ein großartiger Lebensgefährte – kein Ehemann, denn verheiratet war er nicht: die Ehe war für ihn eine überholte, veraltete Institution –, ein Lebensgefährte, wie man ihn sich wünschte: Er machte alles, was nötig war.

Auf seine Weise spielte Emilio den Harten. Angesichts einer sehr femininen, von ausgesprochen weiblichen und einschüchternden Verhaltensregeln beherrschten Gesellschaft, wollte Emilio zu einem männlichen, politisierten Sprachstil zurückfinden, dessen Augenmerk auf die Außenwelt gerichtet war. Die Verhaltensnormen, die ihm gefielen, waren Anzug und Krawatte, Havanna-Zigarren und Dessert-Gespräche über aktuelle Fragen, Kunst und Literatur. Ausführlich unterhielt er sich über diese Dinge, und über vieles andere mehr, mit Julia, der einzigen Lehrerin an der Schule, die er für sich gewinnen konnte, und die ihm, an seinen Lippen hängend, die Arbeit seiner Kiefer und die Veränderungen in seinem Gesicht beobachtend, einfach nur zuhörte, wenn er seinen Vortrag vorbrachte.

Julia war alleinstehend und hatte einen ausgeprägten Sinn für persönliche Freiheit, ebenso wie für Freundschaft. Sie war eine Frau der mathematischen Sicherheiten, und ansonsten ziemlich leicht zu beeindrucken. Es war einfach, und machte richtig Spaß, sie mit philosophischen, literarischen und musikalischen Bonbons, mit einem Schwall von Zitaten, Titeln und Aphorismen zu erschlagen. Das

Geheimnis bestand darin, selbstsicher zu wirken. Emilio gab sich große Mühe, sie zu beeindrucken und übertrieb es derart, dass er, statt zu rühren, nur grotesk wirkte. Er war ein selbstsicherer Typ – und auf diese Sicherheit setzte er –, und sie ein schüchternes Mädchen ohne weiteren Hintergrund als einen Haufen Formeln und die erfolgreich bestandene Beamtenprüfung. Es mangelte ihr an geistigen Werten, und er wollte diese Leere mit Inhalt füllen. Mit unorthodoxem, reinem, schöngeistigem Inhalt.

Alles begann mit Lächeln und Scherzen auf dem Flur oder im Lehrerzimmer, mit dem Bereitstellen von Artikeln und Büchern, mit dem Kaffee nach dem Unterricht. Eines Tages dann die Andeutung einer Zärtlichkeit, am nächsten ein Geständnis. Intime Notizen, Vorboten oder Pläne einer Beziehung, eines beginnenden Abenteuers. So entwickeln sich die Dinge doch für gewöhnlich, nicht wahr?

Ab einem bestimmten, von Anfang an vorgesehenen Zeitpunkt, war Julia bereit, ihn manchmal nachmittags bei sich zu Hause zu empfangen. Dieses Ritual, das sich bevorzugt mittwochs und freitags im Wechsel abspielte, zog sich ungefähr eineinhalb Jahre hin. Es bedeutete keine große Arbeit: kaum mehr als eine halbe Stunde pro Woche. Julia war anfangs begeistert gewesen von seinem auffälligen Äußeren und seinem unerschöpflichen Wissen; später, als zunehmend Widerwille und Enttäuschung hinzukamen, ertrug sie ihn nur noch schwer. Emilio betrat die Wohnung seiner Zweitfrau, der anderen, der Geliebten, der Konkubine – alles Begriffe, mit denen er insgeheim seine Beziehung zu Julia belegte – und behängte sich mit Medaillen, beglückwünschte sich für seine heldenhafte Kühnheit des Geliebten. War doch sein Leben so kompliziert und anstrengend, musste er doch alle Arten von Hindernissen aus dem

Weg räumen: Arbeitskollegen, Mahlzeiten mit seiner Frau, häusliche und väterliche Pflichten. Die Beziehung zwischen Julia und Emilio war, um es irgendwie deutlich zu machen, Lichtjahre von einer Liebesbeziehung entfernt. Eigentlich wurde sie mehr und mehr zu einem Denkmal der Kommunikationslosigkeit und Mittelmäßigkeit.

An den wenigen Samstagen, an denen er abends frei hatte, weil seine Frau mit ihren Freundinnen vom Tai Chi essen ging, oder auch aus einem anderen Grund, zitierte Emilio Julia in ein Restaurant, und dann nutzte er die Gelegenheit, um sich noch mehr herauszuputzen, mit Anzug, weißem Hemd, Krawatte oder Fliege und – an den Tagen, an denen er sich besonders kühn und in der Männlichkeit des heimlichen Liebhabers und Schönlings bestärkt fühlte – mit einem zum unvermeidlichen Trenchcoat passenden Hut aus den vierziger Jahren, dessen Krempe sein Gesicht verdunkelte. Er bestellte die Gerichte, die seiner Meinung nach am schmackhaftesten waren, und gab sich als Weinexperte aus. Er scherzte und witzelte mit dem Kellner, und nach dem Kaffee wedelte er bei einem Glas Cognac feierlich und geziert mit seiner Havanna-Zigarre in der Luft herum, biss ihre Spitze ab, indem er auf phänomenale Art seinen Kiefer einsetzte, und rauchte sie schließlich. Er glaubte zu wissen, dass der psychologische Typus, auf den Julia stand, im Grunde der des Harten und Unbestechlichen war, des mit den Ritualen der Verführung vertrauten Galans und unerbittlichen Machos.

Die Frauen – so sagte sich Emilio – stehen auf harte Typen, auch wenn sie es nicht zugeben. „Weiber sind primitiv“, hatte Bogarts Geist Woody Allen in *Play it again, Sam gelehrt*. „Ich bin noch keiner begegnet, die eine

kräftige Ohrfeige oder einen Wink mit einer Bombe nicht kapiert hätte.“

Doch Emilio verstand anscheinend nicht, dass in jener mythischen Welt, die Bogart zum obersten Symbol der Männlichkeit erhob, die Ersatzprodukte keinen Platz hatten. Denn man konnte nicht Bogart sein, ohne auf ein menschliches Image mit der entsprechenden Freundlichkeit zu verzichten. Wir wissen alle, dass nicht jeder zu Zynismus und Schroffheit im eigentlichen Sinne fähig ist. Nicht jeder verachtet das Leben und die Fratzen der Menschen derart wie die Zelluloidfigur Rick aus Casablanca. Man kann nicht alles haben.

*Casablanca* ist nicht nur ein Film, es ist eine Gemütsverfassung.

Eine Referenz an das Mannsein. Der Weg zum Mythos nie gekannter Männlichkeit. Natürlich war Emilio nicht in der Lage, das Ungleichgewicht zwischen dieser intellektuellen Verklärung und der nackten Wirklichkeit, zwischen den harmonisch gegerbten Gesichtszügen des in Casablanca Exilierten und seiner eigenen plumpen Physiognomie zu erkennen.

Eigentlich war das, was Julia an Emilio am meisten faszinierte und gleichzeitig verabscheute, genau diese Vulgarität, an die er sich mit der wilden Verzweiflung einer Klette – oder eines heimlichen Selbstmörders – klammerte, diese Hartnäckigkeit, mit der er sich bemühte, eine Selbstverständlichkeit und insbesondere eine Männlichkeit vorzuspiegeln, die er gar nicht besitzen konnte. Seine Handlungen, seine Art zu glänzen, durften nicht die gleichen sein wie die der übrigen Menschen: diese ewige Wiederholung abgedroschener Gesten, diese billige Unterwerfung unter kulturelle Normen, diese Zurschaustellung eines billigen, aber kraftlosen

Intellektualismus, der zudem nur die langen Stunden vor dem Spiegel deutlich macht, in denen er einstudiert und wiedergekaut wurde.

Einerseits spielte er den harten Mann, andererseits gab er sich gut und verständnisvoll. Nicht zu verwechseln mit mildtätig: das Konzept der Mildtätigkeit missfiel ihm zutiefst, ebenso wie das der Ehe. Er stand der Kirche und jeder Form von Ausbeutung oder Demagogie kritisch gegenüber. Gern wäre er ein Mann mit düsterer, zweifelhafter Vergangenheit gewesen, der die Fahne der Gerechtigkeit hochhält und gleichzeitig seinen Edelmut und sein Engagement schamhaft verheimlicht. Streit vermied er, so gut es ging. Es verstieß gegen seine Ehre, dabei zu schreien oder zu schimpfen, geschweige denn zu schlagen. Wenn seine Frau traurig war, weil sie Probleme bei der Arbeit oder mit ihren Freundinnen hatte, oder weil sie in einer Existenzkrise steckte oder sich selbst nicht mehr attraktiv fand, brüstete er sich damit, dass er sie zu trösten wusste, indem er ihr übers Haar strich, als sei sie ein Hündchen und keine Frau. Mit einer Zärtlichkeit wie aus einem Handbuch für Anfänger in der Kunst der Liebe. Mit derselben provozierenden, unübersehbaren Ignoranz behandelte er auch seine Geliebte. Seine Geliebte – wie gut das klang –, dieses große Geheimnis, das er mit sich selbst hatte. Auch sie bedachte er mit guten Ratschlägen und Trost. Die Überheblichkeit ist nichts anderes als die Kehrseite einer lautereren Einfachheit.

Er hielt sich für einen großartigen Lebensgefährten, für einen großartigen Liebhaber. Auch für einen großartigen Vater. Er verrenkte sich fast den Hals, wenn er Pablito am Wochenende auf seinen Schultern durch

die Straßen und die Menschenmengen trug. Er hatte ihn auch schon zu Demonstrationen mitgenommen. Emilio war nämlich eher links, laut eigener Einschätzung. Er hasste alle, die sich auf die Seite der Mächtigen schlugen. Obwohl er gleichzeitig auch die Randfiguren hasste, die aus dem System ausscheren. Zwar hätte er niemals zugegeben, dass er sie hasste, das widerspräche seiner Ideologie – und er war doch so stolz auf seine Ideologie –, aber sie lösten doch ein großes Misstrauen in ihm aus. Er verstand sie nicht. Er verstand einfach nicht, warum bestimmte Menschen die Isolation vorzogen, warum sie sich stillschweigend in eine Ecke verkrochen, warum sie ein Schattendasein führten. Warum sie prinzipiell jede Gesellschaft verschmähten – oder besser gesagt, seine Gesellschaft. Er hätte nicht allein sein können. Niemals. Er musste alles mit anderen teilen. Seine Musik, seine Bücher, seine Ideen. Sich selbst zufolge war er ein Philanthrop. Den anderen zufolge war er, sobald sie ihn ein wenig kennen lernten, ein großes, unsicheres Kind unter einem Panzer eingebildeter, falscher Sicherheit.

Emilio sollte sich besser vorsehen, denn dort, wo seine Klaue, die sich Hand nannte, eine erregbare, gewogene Haut fand, konnte er eines Tages einen vergifteten Sumpf voll dorniger Fallen vorfinden. Julia hätte es gefallen, wenn Emilios Geruch wie ein Hauch des Anormalen oder Merkwürdigen, des bewundernswerten Krüppels, an ihr haften geblieben wäre – prekärer Stolz eines exotischen Vogels, der das graue Dasein eines Spatzen lebte. Doch irgendwann verabscheute sie ihn, ihn und seine Art, sich selbst etwas vorzumachen, sich zu verkaufen und dabei zu scheitern, so dass sie den Respekt vor ihm und auch vor sich

selbst verlor, weil sie so schwach war und seinem lächerlichen Drängen des verstoßenen Liebhabers nachgab.

Emilio hätte es gefallen, wenn sein Geruch an ihr haften geblieben wäre wie die Spur des Helden, der an zwei Fronten kämpfte, sprich, an der des häuslichen Alltags und der des leidenschaftlichen Abenteuers. Und alles wunderbar im Einklang. Als seine Geliebte ihn aus ihrem Leben jagte, beschloss Emilio, ihr nicht zu grollen. Nicht in diese Vulgarität zu verfallen. Stolz ist ein Zeichen für Kleinmut, sagte er in einem Anflug geistigen Edelmut. Und mit dieser an große Männer erinnernden Parole kehrte Emilio in seine 120 m<sup>2</sup>-Wohnung zurück, die unter anderem mit einer vertrauten, gebildeten und gewissenhaften Frau und einem Sohn möbliert war, der zum Glück nicht seine Gesichtszüge geerbt hatte. Die Frauen sind doch immer gleich, sagte er sich. Aber letztlich war es ihm nicht wert, wegen einer perversen, ungebildeten Frau wie Julia seine Ehe aufs Spiel zu setzen. Es galt vorsichtig zu sein; schließlich weiß man, dass Frauen gern die Freiheit der Männer beschneiden. Sind sie doch von Natur aus konservativer. Encarna hätte ihm einen Seitensprung nie verziehen, und er konnte nicht allein sein.

An jenem Samstag, an dem sein heimliches Leben ein Ende fand, kehrte Emilio gesenkten Kopfes nach Hause zurück, trocknete die Tränen, die drohten, seine fleischigen Wangen zu verätzen, hängte seinen Trenchcoat in den Garderobenschrank, gab seiner Frau einen scheuen, verschreckten Kuss und stellte sich wie üblich seinen Haushaltspflichten.

„Es scheint, das Schicksal hat schon eingegriffen“, meinte Rick ironisch

vom Spiegel her.